Das Verbrechen im Omnibus.

Roman von **Fortune de Boisgobey.**

Autorisirte Uebersetzung von **Wilhelm Thal.**

I.

Es war an einem Winterabend des Jahres 1887. Die große Uhr der Madeleine hatte eben das letzte Viertel vor 12 Uhr Nachts geschlagen, und der Omnibus an der Ecke des Boulevard St. Germain wollte seine letzte Fahrt antreten, als eine anständig gekleidete Frau athemlos herangestürzt kam; die Person war augenscheinlich noch jung, wenigstens soweit man es aus ihrer Gestalt ersehen konnte, denn ein dichter Schleier verhüllte ihr Gesicht.

„Alles besetzt, Madame, und ein anderer Wagen kommt nicht mehr," erklärte ihr der Kondukteur in kurzem Tone.

„Ach, mein Gott," murmelte sie, „und ich will nach Montmartre, da komme ich ja niemals hin!"

Ein ganz im Hintergrund sitzender Herr sagte vortretend: „Steigen Sie ein."

„Mein Herr, ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen danken soll!"

„Dazu liegt keine Ursache vor, die Sache ist gar nicht der Rede werth."

„Also, Madame, steigen Sie ein, wir fahren ab," sagte der Beamte.

Die Dame hatte bereits einen Fuß auf dem Trittbrett und ließ sich nicht länger bitten; doch anstatt sich beim Einsteigen auf den Kondukteur zu stützen, nahm sie die Hilfe an, die ihr der Mann, der ihr eben seinen Platz abgetreten, anbot.

Der Herr, welcher der Dame seinen Platz abgetreten, war weder sehr hübsch, noch sehr jung. Er mochte vierzig Jahre alt sein und vielleicht sogar noch etwas älter. Sein Schnurrbart und der militärisch gestutzte Backenbart spielten stark ins Graue. Er trug einen Paletot, der schon ziemlich abgeschabt war, und einen steifen Filzhut, der auch schon einer vergangenen Mode angehörte.

Er kletterte mit merkwürdiger Geschwindigkeit auf das Deck und ließ sich dort auf der ersten Bank nieder.

Während er es sich nach Möglichkeit, soweit es bei der herrschenden Witterung denkbar war, gemüthlich machte, huschte die Dame auf den freigewordenen Platz im Hintergrund des Omnibusses und setzte sich zwischen eine alte Frau und ein junges, sehr einfach gekleidetes Mädchen.

Etwas weiter saß eine dicke Marktfrau. Dieser gegenüber ein Mann, der einzige, der sich noch in dem Wagen befand; ein großer, schlanker und brünetter Herr mit lebhaften Augen und lächelndem Munde, ein echter Künstlerkopf, doch eines Künstlers, der Carriere gemacht hat.

Die anderen Fahrgäste gehörten den verschiedenen Kategorien der sozialen Stufenleiter an: dicke Bürgersfrauen, die nach einem bei Verwandten oder Freunden verbrachten Abend nach Hause zurückkehrten; Mütter mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, Arbeiterinnen, die eben ihre Arbeitsstätte verlassen hatten und vor Müdigkeit fast umfielen.

Das schwere Gefährt setzte sich endlich in Bewegung, die lektrische Klingel ertönte unten wie oben, der Kondukteur bat um das Fahrgeld, und die Sousstücke wanderten von Hand zu Hand.

Der große brünette Herr fing an, seine Reisegefährtinnen, mit denen der Zufall ihn zusammengebracht, näher zu betrachten, doch nur zwei verdienten der Mühe, daß man sie näher betrachtete; diese saßen ihm gegenüber.

Die beiden Personen dieser kleinen Komödie schienen, seiner Ansicht nach, wenig zu einander zu passen. Die Dame gehörte augenscheinlich nicht derselben Gesellschaftsklasse wie ihr Ritter an; ihre Toilette war fast elegant.

Sie schien eine hübsche Figur zu haben, und ihre Augen glänzten durch den schwarzen Schleier, den sie keinen Augenblich hochschlug.

Mehr bedurfte es für einen Beobachter nicht, um sich mit ihr zu beschäftigen, und der Künstler, welcher dieser geheimnißvollen Person gegenübersaß, war ein solcher. Er theilte seine Aufmerksamkeit zwischen der verschleierten Dame und der jungen Person, die neben ihr saß. Diese hatte den Schleier, welcher an ihrem Sammethut befestigt war, ebenfalls heruntergelassen, und man sah infolgedessen nur den unteren Theil des Gesichts, ein Grübchenkinn, einen etwas großen, doch sehr rein gezeichnetn Mund, und blasse, mattbraune Wagen.

Während der Künstler seine Beobachtungen fortsetzte, bemerkte er, daß das junge Mädchen wohl kaum reich sein konnte. Sie trug, mitten im Januar, einen kleinen, kurzen Mantel ohne Aermel, aus schwarzem Stoff, ein Alpacca-Kleid von dunkelblauer Farbe und hielt ihre Hände in einem kleinen, schäbigen Muff.

Indessen hatte der Omnibus schon ein Stück Wegs zurückgelegt; er fuhr jetzt über den Pont Neuf, und der Kutscher, welcher Eile hatte, peitschte seine Pferde in starkem Trabe dem Quai du Louvre zu, bei welcher Gelegenheit die Fahrgäste hart durcheinandergerüttelt wurden.

Die junge Person in dem ärmlichen Kleide wurde auf ihre Nachbarin, die zuletzt gekommene Dame, geschleudert, und klammerte sich an ihren Arm, wobei sie einen schwachen Schrei ausstieß, dem ein tiefer Seufzer folgte.

„Stützen Sie sich nur auf mich, Fräulein, wenn Sie leidend sind," sagte die verschleierte Dame.

Die andere antwortete nicht, ließ sich aber auf die Schulter der mitleidigen Person fallen, die ihr vorschlug, sie zu stützen.

„Der jungen Dame ist wohl unwohl," sagte der Künstler, „ich werde den Wagen halten lassen und man müßte. . . ."

„Aber nein, mein Herr, sie schläft ja," sagte die verschleierte Dame in ruhigem Ton.

„Pardon, ich glaubte doch. . . ."

„Sie schlief beriets, als das Rütteln des Wagens sie aufgeweckt hat; aber jetzt ist sie wieder eingeschlafen, lassen wir sie also ruhen." Der große, braune Herr verneigte sich, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

„Diese jungen Leute von heute! Das ist ein wahres Unglück," murmelte die dicke Marktfrau zwischen den Zähnen; „ich habe mich den ganzen Abend geschunden, um Apfelsinen zu verkaufen, und wenn's sein müßte, würde ich jetzt noch eine Meile laufen. Ja, wenn es sich nur darum handelte, zum Tanzen zu gehen, da würde sie schon aufwachen! Ja, ja, die heutige Jugend!"

Das junge Mädchen, dem diese Reden galten, rührte sich nicht; die Nachbarin, auf die sie sich stützte, schien die Worte nicht gehört zu haben oder that wenigstens so, und der Künstler gegenüber sprach kein Wort, obgleich er große Lust hatte, die Alte für ihre unpassenden Reden zur Ruhe zu weisen.

Plötzlich wurde der Künstler, welcher noch immer an die beiden ihm gegenübersitzenden Frauen dachte, durch ein Geräusch, das vom Deck kam, aus seinen Träumereien aufgescheucht; es war das Geräusch eines Stiefels, der dreimal heftig aufstampfte.

„Sieh, sieh," sagte er sich, „der Herr von oben scheint sich ein wenig die Beine zu vertreten. Er ist also noch da und die zwölf Grad unter Null scheinen ihm doch die Sache zuviel zu werden, denn er scheint herabzusteigen."

In der That erschienen die Stiefel, welche das Stampfen eben ausgeführt, oben auf der Treppe. Die Beine folgten, dann der Rumpf und endlich sprang der Mann, nachdem er einen raschen Blick in das Innere des Wagens geworfen, auf das Pflaster.

Der Maler, welcher seine Bewegungen aufmerksam beobachtete, sah, wie er sich mit großen Schritten nach einer Nebenstraße entfernte.

Wenige Minuten später erreichte der Omnibus den Punkt, wo die Rue des Martyrs zwei andere Straßen kreuzt, die Rue de la Valle zur linken, und die Rue Condorcet zur rechten.

Hier wird stets Halt gemacht, um die Pferde zu wechseln, und die meisten Fahrgäste pflegen hier den Wagen zu verlassen. So war es auch heute der Fall, und mit Ausnahme des Künstlers und der beiden ihm gegenübersitzenden Frauen verließ die ganze Gesellschaft den Omnibus, ja auch die Dame, welche die Schläferin hielt, machte Miene aufzubrechen.

„Mein Herr," sagte sie, „das arme Kind, welches sich hier auf mich stützt, schläft so schön, daß ich mir einen Vorwurf machen würde, es aufzuwecken . . . . und doch muß ich aussteigen, ich wohne hier ganz in der Nähe und es ist schon spät . . . . darf ich Sie wohl bitten, auf das junge Mädchen ein wenig acht zu geben?"

„Mit dem größten Vergnügen," erwiderte der junge Mann und setzte sich auf den Platz, den die dicke Orangenhändlerin vor kurzer Zeit verlassen hatte.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte die verschleierte Dame, „es kam mir hart an, sie allein zu lassen, doch da Sie die Fahrt bis zu Ende mitmachen, so kann ich sie Ihnen überlassen. Wenn Sie sie bis zur Thür des Hauses, in dem sie wohnt, begleiten könnten, so thäten Sie gewiß ein gutes Werk, denn die Gegend ist zu dieser Stunde für ein junges Mädchen nicht recht geheuer."

Und ohne die Antwort des Herrn abzuwarten, verließ sie schnell den Omnibus, der eben in die Rue de la Valle einbog.

Der Mann blieb also mit der schönen Schläferin allein.

Er beugte sich nunmehr vor, so daß er fast das Gesicht des jungen Mädchens berührte, und bemerkte, daß sie blaß wie Alabaster war und daß aus ihrem halb offen stehenden Munde kein Hauch kam. Er nahm eine der beiden Hände, die in dem Muff geblieben waren, und fand, daß diese Hand eisig kalt war.

„Sie ist ohnmächtig," sagte er, „und bedarf der Hilfe."

Damit rief er den Kondukteur, der ihm, ohne sich vom Platze zu rühren, antwortete: „Wir sind am Ziel, es ist unnütz, den Wagen jetzt noch halten zu lassen."

In der That hatte der Omnibus die Rue Frochof bereits passirt und bog auf den Pigalle-Platz ein.

Erschreckt versuchte der junge Mann, das unglückliche Kind hochzuheben, das in seinen Armen zusammengesunken war; doch sie fiel leblos zurück und jetzt erkannte er, daß das Leben aus diesem armen Körper entflohen war.

„Wir sind am Ziel, mein Herr," sagte der Kondukteur, der wohl glauben mochte, die beiden gehörten zusammen, „es thut mir leid, daß Sie Ihre Dame wecken müssen, aber wir fahren nicht weiter. Sie müssen aussteigen, wenn das Fräulein nicht Lust hat, im Wagen zu schlafen."

„Sie wird bald im Grabe schlafen," rief ihm der Künstler mit düsterem Ton zu, „sehen Sie denn nicht, daß sie todt ist?"

„Ach, Sie scherzen, aber das ist gar nicht neit von Ihnen, mit dem Tode soll man niemals spaßen!"

„Ich habe nicht die geringste Lust zu scherzen: ich sage Ihnen, diese Frau ist kalt wie Marmor und athmet nicht mehr. Helfen Sie mir, sie aus dem Omnibus zu bringen, ich kann sie nicht allein tragen."

Nach diesen Worten entschloß sich der Kondukteur, wieder in den Wagen zu steigen, wo der Künstler das unglückliche Kind noch immer hielt. Der Kutscher stieg ebenfalls hinein, und alle drei hatten keine Mühe, den schwachen Körper fortzubringen. Der Wartesaal der Endstation war noch nicht geschlossen, sie trugen sie hinein, legten sie dort auf eine Bank und der junge Mann hob mit zitternder Hand den Schleier auf, der das Gesicht der Todten zur Hälfte bedeckte.

„Es ist wahr, Sie haben recht, sie ist todt," murmelte der Kondukteur.

„Ich glaube, man hat sie getödtet," erklärte der große, braune Herr.

„Getödtet? warum nicht gar!" wiederholte der Kondukteur, „man sieht ja keinen Blutstropfen."

„Sie ist höchstens achtzehn Jahre, in diesem Alter stirbt man nicht so plötzlich," sagte der junge Mann.

„Sind Sie Arzt?"

„Nein, aber . . . ."

„Dann wissen Sie davon auch nicht mehr als wir, und statt hier Redensarten zu machen, sollten Sie lieber die Polizei holen, wir können im Bureau keine Leiche behalten."

In demselben Augenblick erschienen zwei Polizisten auf dem Boulevard; sie ließen sich den Fall erzählen.

„Der Herr behauptet, man hätte sie im Omnibus ermordet," erklärte der Kondukteur.

„Das behaupte ich durchaus nicht," erwiderte der Künstler, „ich erkläre nur, daß mir dieser Todesfall sehr merkwürdig vorkommt, ich saß diesem armen Mädchen gegenüber und . . ."

„Nun, Sie werden morgen zum Kommissar berufen werden und dort können Sie sagen, was Sie wissen. Nenen Sie mir Ihren Namen."

„Paul Freneuse, ich bin Maler und wohne in dem großen Hause, das Sie von hier aus sehen können. Uebrigens ist hier meine Karte."

„Das genügt, mein Herr. Der Kommissar wird Sie morgen früh verhören, doch hier können Sie jetzt nicht bleiben. Das Bureau wird geschlossen und inzwischen werden wir eine Bahre holen lassen.

„Sie bedürfen meiner nicht mehr?" fragte Freneuse, und wandte sich, als der Beamte seine Frage mit „nein!" beantwortete, seiner Wohnung zu, die in der Nähe lag. Doch er hatte noch keine drei Schritt gemacht, als er sich erinnerte, seinen Stock im Wagen zurückgelassen zu haben.

Dieser Stock war ein Andenken, das ihm ein Freund, ein Marine-Offizier, aus China mitgebracht, und er vermißt ihn ungern. Der Omnibus war noch da, er stieg hinein und da es stockfinster war, so zündete er ein Streichholz an, um nicht im Dunkeln herumtappen zu müssen. Der Stock war unter die Bank gerollt und als er sich bückte, um ihn aufzuheben, bemerkte er ein Stück Papier, das ebenfalls heruntergefallen war, und eine vergoldete Nadel, wie sie Damen zum Feststecken ihrer Hüte benutzen. „Sieh, sieh," murmelte er, „die arme Todte hat dies hier verloren, so bleibt mir doch wenigstens etwas von ihr."

Paul Freneuse hob das Papier, den Stock und die Nadel auf, nahm den Stock unter den Arm und steckte das Papier und die Nadel in die Tasche seines Ueberziehers; dann stieg er schnell aus dem Omnibus und entfernte sich, ohne den Kopf zu wenden, da er fürchtete, der Polizist könnte ihn noch einmal zurückrufen. Paul Freneuse hatte Talent und eine Reihe liebenswürdiger Eigenschaften, doch es fehlte ihm ein wenig an Festigkeit in seinen Ideen. Er begeisterte sich sehr leicht für eine Sache, wurde aber ebenso schnell wieder kalt, stürzte sich in die gewagtesten Vermuthungen, bald aber ward er müde, diesen Chimären nachzujagen, und dachte dann nur noch an seine Kunst, seine Arbeiten und auch ein wenig an seine Vergnügungen, obgleich er ein ziemlich regelmäßiges Leben führte.

Er war auf dem Wege nach seiner Wohnung begriffen und ging immer geradeaus, als er vor einem Cafe in der Nähe der Rue Pigalle einen seiner Freunde bemerkte, ebenfalls einen Künstler, der vor einem leeren Glase saß und bereits eine Menge von Schoppen neben sich stehen hatte, die er augenscheinlich im Laufe des Abends vertilgt hatte. Der Künstler entschloß sich, einzutreten, denn er wußte wohl, wenn er sich einfallen ließe, weiter zu gehen, so würde sein Freund Binos ihm sicherlich nachlaufen.

Er hieß Binos, dieser Bierliebhaber, und war ein mittelmäßiger Künstler, aber ein ungeheurer Schwätzer, der sich mit allem beschäftigte, nur nicht mit Malen, obwohl er stets zwei bis drei Gemälde in der Arbeit hatte; dabei war er aber der beste Mensch von der Welt, der dienstfertigste, uneigennützigste Freund und ein amüsanter Gesellschafter.

„Da bist du ja," rief ihm Binos zu, „ich bin dir den ganzen Abend nachgelaufen, wo kommst du denn her?"

„Aus einem etwas entlegenen Viertel, ich habe bei einem meiner Vettern dinirt, der ziemlich weit von hier wohnt. Unterwegs st mir im Omnibus eine seltsame Geschichte passirt."

„Nun, was? Der Kondukteur erzählt fünf bis sechs Leuten, die sich vor der Thür des Bureaus versammelt haben, eine Geschichte!"

„Es liegt eine Todte in diesem Bureau . . . ein entzückendes junges Mädchen, das die Fahrt mit mir zusammen gemacht hat, zuerst mir gegenüber und dann neben mir."

„Hat sie etwa in deinen Armen ihre Seele ausgehaucht?" fragte Binos lachend.

„So ziemlich, und niemand hat bemerkt, daß sie starb."

„Was erzählst du mir denn da für Geschichten?"

„Ich erzähle dir die reine Wahrheit; die Geschichte ist höchst merkwürdig, sogar so merkwürdig, daß ich einen Augenblick geglaubt habe, dieser Tod wäre nicht natürlich."

„Die Sache ist also geheimnißvoll? Das interessirt mich! Ich bin eigentlich zum Polizisten geboren, und ich glaube, ich könnte mit dem pfiffigsten Kriminalisten konkurrieren. Also sei so freundlich, erzähle mir die Geschichte; ich werde dir meine Ansicht mittheilen, sobald ich die Thatsachen kenne."

„Die Thatsachen? Es sind ja gar keine vorhanden. Die Sache hat sich höchst einfach abgespielt. Als ich den Omnibus auf dem Boulevard St. Germain bestieg, saß die junge Person schon im Wagen. Ich sah, daß sie hübsch war, und habe ihr gegenüber Platz genommen. Eine dicke Frau saß zu ihrer Rechten, ein alter Herr zu ihrer Linken. Das heißt, wenn ich sage: ein alter Herr, so ist das nicht so genau zu nehmen; er sah aus, wie ein alter Tambour der Nationalgarde."

„Aha, der Mann ist schon verdächtig!"

„Verdächtig oder nicht — jedenfalls hat er vor der Abfahrt des Omnibus seinen Platz einer Dame abgetreten, die sich etwas verspätet hatte. Diese Dame war sehr elegant gekleidet und durchaus nicht häßlich, soviel ich durch ihren Schleier bemerken konnte."

„Wenn sie ihn nicht gelüftet hat, so hatte sie dazu jedenfalls ihren guten Grund. Und du sagst, sie hat die Höflichkeit des eben von dir beschriebenen Individuums so ohne weiteres angenommen? Weißt du, was das bedeutet? Daß sie sich kannten und daß die Sache von vornherein zwischen ihnen abgekartet war! Der Mann hütete den Platz und die Frau hat ihn eingenommen, und sie hat auch den Streich ausgeführt!"

„Aber von einem Streich ist ja gar nicht die Rede," rief Freneuse.

„Das glaubst du, weil du nichts gesehen hast," sagte Binos, der seine Idee mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit verfolgte, „ich erkläre dir noch einmal, dieser Platzwechsel ist nicht natürlich. Jetzt habe ich eine Basis, und das genügt mir: fahre fort. Es war der letzte Wagen, nicht wahr?"

„Ja."

„Ein Grund mehr, daß der Mann nicht abstieg; wenn er geblieben ist, so that er das nur, weil er gar keine Lust hatte, abzufahren."

„Aber er ist ja auf das Deck heraufgeklettert!"

„Bei dieser Kälte? aha, auch das hat seinen Grund, er hat sich da oben niedergelassen, weil er sich überzeugen wollte, ob seine Komplizin den Streich richtig ausführte."

„Durchaus nicht, der Mann ist vor der Rue de in Valle ausgestiegen und die Frau ein wenig weiter, an der Ecke dieser Straße."

„Das heißt: eine Minute nachher; sie werden sich wohl bald wieder getroffen haben. Ich bin überzeugt, daß der Mann beim Absteigen einen Augenblick auf dem Trittbrett stehen blieb, damit die Frau sehen sollte, daß er abstieg."

„Nein, das nicht. aber ich habe bemerkt. . . ."

„Was?"

„Daß der Mann, bevor er das Deck verließ, drei- bis viermal so heftig mit dem Fuße auftrat, daß es jeder im Innern des Wagens gehört haben muß."

„Nun, das war das Signal."

„Ich gestehe, daß auch ich diesen Gedanken hatte."

„Du siehst wohl, daß du auch Verdacht auf diese Leute geworfen hast; leider hast du nur nicht den Muth deiner Meinugen."

„Und du gehst viel zu weit, wenn du eine Idee einmal erfaßt hast. Ich will die ja zugeben, daß die Leute vielleicht miteinander bekannt waren, aber trotzdem bin ich fest überzeugt, daß sie die Unglückliche nicht getödtet haben."

„Woher weißt du das?"

„Ich glaube wenigstens, daß sie ihn nicht kannte, denn sie hat ihm nicht die Ehre erwiesen, sie anzusehen, und ich möchte sogar annehmen, daß der Mann hoffte, die Dame würde ihn für seine Liebenswürdigkeit bei der Ankunft dadurch belohnen, daß sie sich ein Stück Weges von ihm begleiten ließ; denn beim Einsteigen hatte sie sich die Hand drücken lassen."

„Immer besser, ich habe jetzt nicht mehr den Schatten eines Zweifels. Dieser Händedruck bedeutete: Tödle sie!"

„Ah, du bist ja verrückt. Wenn ich dir doch sage, daß sich während der Fahrt nicht das Geringste ereignet hat."

„Nun, das Mädchen, das jetzt todt ist, war doch lebendig, als es in den Wagen trat, nicht wahr?"

„Gewiß war sie lebendig. Sie trug auch einen Schleier, doch ihre Augen glänzten durch diesen Schleier wie zwei schwarze Diamanten."

„Gut, und als man am Ziele ankam, waren sie erloschen."

„Ich hatte es im Augenblick bemerkt, als wir auf dem Halteplatze der Place Pigalle ankamen. Sie stützte seit einem Augenblick ihren Kopf auf meine Schulter, und ich bildete mir ein, sie schliefe. Ich wollte sie wecken und. . ."

„Wie, auf deiner Schulter? Du saßest also neben ihr? ich glaubte, du hättest ihr gegenüber gesessen?"

„Die verschleierte Dame, welche ihre Nachbarin auf der linken Seite war, hielt sie seit dem Pont-Neuf und dachte, ebenso wie ich, daß sie schliefe. Als diese Dame in der Rue de la Valle ausstieg, bat sie mich, ihre Stelle einzunehmen. Der Platz zu ihrer Rechten war frei, ich habe ihn eingenommen und die Dame legte mir das junge Mädchen in die Arme."

„Und du hast diesen Schlummer, den nichts unterbrach, nicht wunderbar gefunden? Paul, mein Junge, du bist ja ein sehr talentvoller Maler, aber deine Naivetät übersteigt alle Grenzen."

„Ich gebe es dir ja zu und doch . . ."

„Die Dame wußte sehr wohl, daß sie dir einen Leichnam anvertraute, und stützte ihn nur, um ihn am Fallen zu hindern. Das ist ein starkes Stück, das sie da ausgeführt hat und sie konnte dir damit einen recht schlechten Streich spielen."

„Sage mir einmal," fuhr Binos fort, „hat man dich nach deinem Namen gefragt? und hast du ihn angegeben?"

„Gewiß, warum hätte ich es nicht sollen? Uebrigens ging es auch gar nicht anders."

„Das ist allerdings wahr; denn hättest du dich geweigert, ihn zu nennen, so hättest du dich verdächtig gemacht."

„Du bist verrückt; morgen wirst du in den Zeitungen leusen, daß ein junges Mädchen plötzlich im Omnibusse gestorben ist, und übermorgen wird nicht mehr die Rede davon sein!"

„Nun, wenn sich das Publikum nicht mehr damit beschäftigt, so werde ich es thun."

(Fortsetzung folgt.)

Zweibund gegen Zweibund.

Die russisch-französische Antwort auf das anglo-japanische Bündniß lautet genau so, wie man es nach den bisherigen Aeußerungen der russischen und französischen Presse zu erwarten hatte. Die beiden Alliirten freuen sich, daß England und Japan sich auch nun so offen für die Unverletzbarkeit chinesischen Gebietes ausgesprochen haben, die ihnen so sehr am Herzen liegt. Wenn nun die vier Mächte einig sind, werden auch die übrigen den Frieden des Himmlischen Reiches nicht stören, dann ist der status quo gesichert und die offene Thür frei für Alle. Freilich, wenn dieser Friede doch bedroht werden sollte, werden die beiden Mächte gezwungen sein, ihre Interessen zu wahren. Das heißt also, daß sie den Vertrag in derselben Weise beantworten werden, wie er gemeint ist. Bindet England allein oder Japan mit Rußland an, wird dieses dem Gegner allein gegenübertreten, kommen aber alle beide, nun dann gehen auch Rußland und Frankreich zusammen, dann wird die russisch-französische Allianz im asiatischen Osten die Feuertaufe erhalten. Bisher sind die beiden Mächte dort ihre eigenen Wege gegangen und werden dieselben, bis auf die eintretende Eventualität, auch weiter verfolgen, Rußland in der Mandschurei, Frankreich im südlichen China, dabei aber mit größter Gewissenhaftigkeit die Spiegelfechterei von der Integrität chinesischen Gebietes aufrecht erhalten. Rußland denkt nicht daran, seine in der Mandschurei gewonnene Stellung wieder aufzugeben und Frankreich könnte infolge der in der südchinesischen Provinz Kuangsi ausgebrochenen Unruhen an der Grenze von Tonkin gezwungen sein, „seine Interessen zu wahren", das heißt dieselben durch eine Gebietserweiterung sicherer zu stellen.

Rußland hat übrigens außer dieser gemeinschaftlichen Note noch eine andere Antwort gegeben, nämlich durch eine Vereinbarung mit Korea, wonach fremde Mächte an der Festsetzung im Süden der Halbinsel verhindert werden. Es hat sich mit Korea dahin geeinigt, daß die Insel Kotschedo, oder Kongrado, sowie die gegenüberliegende Küste bis Chemulpo weder einem Staate, noch einer Gesellschaft, noch einer einzelnen Person verpachtet oder überlassen werden soll. Die Bedeutung des Abkommens geht sofort aus der geographischen Lage Kotschedos hervor. Die Insel liegt an der Straße von Korea, an der Südostküste der Halbinsel. Eine Großmacht, die sie in Besitz nimmt, kann sie leicht derart befestigen, daß sie zur Basis der Herrschaft über die Straße wird. Der Werth Kotschedos wird dadurch ganz besonders erhöht, daß es zahlreiche Buchten besitzt, in denen große Flotten mit voller Sicherheit ankern können. Unter diesen Umständen ist es natürlich, daß Japan ebenso wie Rußland seit langer Zeit den Besitz der Insel erstrebten. Rußland kam es darauf an, die Verbindung zwischen Wladiwostok und Port Arthur nicht unterbrochen zu sehen, was leicht geschehen könnte, wenn die Insel in japanische Hände fiele. Für Japan war es nicht minder wichtig, Kotschedo den Russen nicht zu überlassen, denn wenn diese in Zukunft eine Stützpunkt für ihre Kriegsschiffe in der Straße von Korea besitzen, ist der Ausdehnung Japans auf das Festland ein Riegel vorgeschoben. Erhält es dagegen selbst die Insel, so wäre seine Stellung umsomehr befestigt, als die Häfen von Tojosaki und Saseho nur 50 bezw. 135 englische Meilen von Kotschedo entfernt sind. Japan würde damit eine sichere Verbindung mit Korea gewonnen haben.

Der Werth des Abkommens für das Zarenreich wird dadurch nicht abgeschwächt, daß es selbst ebenfalls dem Besitztheile Kotschedos entsagt. Zunächst wünscht es nur den ungehinderten Verkehr zwischen seinen Kriegshäfen diesseits und jenseits der Halbinsel Korea. Sodann aber muß sein Ansehen in Söul bedeutend steigen. England und Japan hatten in ihrem Abkommen allerdings auch von der Erhaltung der territorialen Unabhängigkeit Koreas gesprochen; aber das war in allgemeinen Wendungen geschehen und gestattete immerhin Auslegungen. Rußland dagegen betont bestimmt, daß die Erwerbung der wichtigen Insel oder eines Hafens an der benachbarten Küste nicht zugeben wird; es erscheint demnach als der „Schützer" Koreas, dessen Herrscher nun sich voraussichtlich dankbar erweisen wird. Rußland wird dadurch die Möglichkeit gewinnen, von der Landgrenze her seinen Einfluß auf der Halbinsel auch ohne Landerwerbungen zu dem entscheidenden zu machen.

Ein Geschichtchen von Schiller aus der Zeit, die er in der Karlsschule verbrachte, wird in „Reclam's Universum" nach den Erinnerungen eines ehemaligen Karlsschülers wiedererzählt; es ist bis jetzt wohl wenig bekannt geworden. Eines Tages las der junge Dichter einigen seiner Collegen gerade in echt dramatischem Feuer ein paar Scenen aus seinen „Räubern" vor, als plötzlich der Hauptmann Schmeckenbecher mitten im Zimmer stand. Wegen der ungebührlichen Art der Unterhaltung erhielt die ganze Gesellschaft einen Verweis, und Schiller kam dabei natürlich am schlechtesten weg. Als der Hauptmann darauf das Zimmer verließ, fuhr dem jungen Dichter, der leicht gereizt war, das Wort heraus: „So einen Hauptmann, den schnitz' ich aus einer gelben Rübe!" Der so schmeichelhafte Charakterisirte that zwar, als hätte er nichts gehört, aber ihm war die Bemerkung doch nicht entgangen, und wenige Minuten später war ein Bericht an den Herzog fertig.

Am anderen Morgen mußten die Schüler in Reih und Glied antreten, und der Herzog erschien. Nachdem er sie eine Zeit lang gemustert, wurde Schiller vorgerufen. „Hat Er gesagt," fuhr ihn der Herzog an, „daß Er sich so einen Hauptmann aus einer gelben Rübe schnitzen kann?" Schiller wurde feuerroth, gestand aber das Verbrechen zu. „So" — fuhr der Gewaltige fort — „dann wird Er jetzt zeigen, daß Er's kann, oder Er geht acht Tage in Arrest. Schmeckenbecher — laß Er die gelbe Rübe und ein Messer holen." Nach einer Weile war das Gewünschte da und der Herzog trat dicht an den Verbrecher heran. „Jetzt mach' Er schnell und schnitz' Er uns einen heraus!" Schiller hatte die Rübe genommen und plötzlich kam es über ihn, als müßte ein Gott ihm auch jetzt beistehen. Er faßte das Messer, sein bleich gewordenes Gesicht röthete sich wieder, seine Augen blitzten und ungestümfing er an der Rübe zu schnitzen an. Die Folge war, daß jetzt der Herzog plötzlich ein verlegenes Gesicht machte und, sich zu seinem Adjutanten wendend, halblaut in die Worte ausbrach: „Der verfluchte Kerl schnitzt uns vielleicht wirklich den Schmeckenbecher." Die Befürchtung war aber grundlos, Schiller gab die vergebliche Arbeit alsbald wieder auf, und noch an demselben Tage wanderte er in den Arrest.

In einem Lande, in welchem die Sonne nicht untergeht, ist es nicht zu verwundern, daß sie auch nicht aufgeht.

* * *

Die Buren scheinen gefangene Engländer als überflüssige „Bagage" zu betrachten.

* * *

Der Saugarm eines Riesen-Oktopus ist bei Honolulu an's Land ge-

Die Aktien-Wassersucht ist eine chronische Krankheit bei unseren großen Korporationen.

* * *

Die Hausfrau, welche, um einen recht schönen Osterhut vom Manne zu bekommen, ihn, den Gatten, bei guter Laune halten will, sollte das große Frühjahrs-Reinemachen verschieben, bis sie den Hut hat